



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Kriegsbefürchtungen und die Revue des deux mondes.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Kriegsbefürchtungen und die Revue des deux mondes.



Deutschland will den Frieden, Frankreich die Revanche. Niemals hat es sich in die Verluste von Gebiet und Einfluß ergeben, die seiner Niederlage gefolgt sind. Seine wachsenden innern Schwierigkeiten können den Krieg beschleunigen, statt ihn unwahrscheinlich zu machen. Schon hat sich ein Soldat zum einzigen populären Manne der Nation erhoben; dies plötzliche Glück hat keinen Grund, wenn es nicht die Wiederkehr des kriegerischen Eifers bezeugt; es würde keine Dauer haben, wenn der Führer, der den Nationalstolz durch seine Worte geweckt hat, ihn nicht durch Thaten befriedigte. Der Kampf kann in zehn Jahren oder in zehn Tagen ausbrechen. So hat Deutschland gesprochen.

Mit diesen Worten beginnt ein „Die Besorgnisse des Tages“ überschriebener Aufsatz in der Revue des deux mondes vom 15. Februar d. J. Es ist kaum nötig, den deutschen Leser daran zu erinnern, daß die obigen Sätze in diesem Zusammenhange nie und nirgends gesprochen worden sind, daß sie aber im wesentlichen — nur mit einem Einschubsel in Betreff Boulangers — den Sinn der vom Fürsten Bismarck in seiner großen Reichstagsrede am 11. Januar d. J. ausgesprochenen Ansicht über das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich und insbesondre über die uns durch die Revanchefucht der Franzosen drohende Kriegsgefahr wiedergeben.

Und welches ist der Zweck der an dies erdichtete Zitat geknüpften Gedanken? Man höre und staune: den Beweis zu liefern, daß Frankreich seit 1871 nie daran gedacht habe, Krieg mit Deutschland anzufangen, daß auch jetzt jede Regierung, die eine solche Absicht kundgebe, vor dem Unwillen des Volkes fallen

werde, daß für das ganze Kriegsgeschrei der letzten Monate, die dadurch hervorgerufenen Besorgnisse, die Unsicherheit, die Verluste in Europa Deutschland ebenso allgemein verantwortlich sei, wie von ihm die Gefahr des Krieges allein ausgehe.

In Deutschland wird diese kühne Behauptung nur ein spöttisches Lächeln oder ein unwilliges Achselzucken hervorrufen. Anders in Frankreich. Das französische Volk in seiner Mehrheit will ohne Zweifel den Krieg so wenig wie das unsrige; aber, wie der Reichskanzler hervorhob, nicht die träge Masse der Nation, sondern die rührige Minderheit hat von jeher den Gang der französischen Politik bestimmt, und denen, die das Volk am Gängelbände zu führen wissen, paßt es vortrefflich in den Kram, die schon in diesem Sinne gründlich vorbereitete Bevölkerung in den Glauben zu versetzen, die bösen Deutschen seien noch nicht zufrieden mit allem, was sie Frankreich seit 1870 auferlegt und geraubt hätten, sie rüsteten zu neuem Kriege, um, ihre Übermacht mißbrauchend, das unglückliche Land noch mehr zu schädigen, noch tiefer zu demütigen, wenn nicht ganz zu vernichten. Deshalb müsse Frankreich — natürlich nur zur Verteidigung gegen den drohenden Überfall — die größten Anstrengungen machen, dürfe die größten Opfer nicht scheuen. Und nach allen bisherigen Erfahrungen darf man nicht zweifeln, daß der mit jesuitischer Kunst in Bezug auf das simulare und dissimulare, das Verschweigen und Heucheln verfaßte und doch zugleich scheinbar im Brustton der Überzeugung redende Aufsatz, obgleich er die Wahrheit geradezu auf den Kopf stellt, nicht nur in Frankreich, sondern auch hie und da im Auslande, wo man uns unsre Machtstellung nicht gönnt und außerdem gewöhnt ist, seine „Informationen“ und „Inspirationen“ von Paris zu beziehen, in Petersburg und Moskau, auch in gewissen Kreisen von Pest und Rom, wenn nicht überall vollen Glauben finden, so doch sehr beifällig aufgenommen werden wird. Es ist deshalb vielleicht der Mühe wert, denselben etwas näher zu zergliedern, um dem deutschen Leser zu zeigen, zu welchen Künsten der Lüge und Verdrehung man in der angesehensten und im Auslande verbreitetsten Zeitschrift Frankreichs seine Zuflucht nimmt, um Deutschland ins Unrecht zu setzen, es als Unheilstifter, als stete Gefahr für den Weltfrieden und für die Unabhängigkeit der europäischen Völker hinzustellen.

„Nach 1871 — so beginnt der Aufsatz — hegte Frankreich nur noch einen Ehrgeiz: es wollte so viel Kraft wiedergewinnen, um sich gegen neue Angriffe (!) zu verteidigen. Wegen der ihm entrissenen Provinzen hegte es wenigstens den entfernten Trost, daß sie ihm hoffentlich nicht auf immer verloren seien — welches Volk verzichtet auf seine Hoffnungen? Alle seine militärischen Maßregeln waren nur auf die Verteidigung berechnet. Es führte die allgemeine Wehrpflicht ein, aber auf eine minder lange Dauer, trotz der langsam zunehmenden Bevölkerung; es verzichtete damit auf die Gleichheit der Zahl Deutschland gegenüber. Es ergänzte seinen Waffenvorrat und befestigte die neue Grenze — eine unnütze Arbeit, wenn es einen Angriffskrieg beabsichtigt hätte.“ (!)

Der folgende Abschnitt, in dem der bittere Haß der als konservative Republikaner verkappten Orleansisten sowohl gegen die Opportunisten als gegen die weiter links stehende Gruppe, welche seit Ferrys Fall aus Ruder gekommen ist, zu Tage tritt, hat weniger Interesse für uns. Zur Zeit von Gambettas Tode sei die Militärreform vollendet gewesen. Seither aber seien die an der Spitze des Kriegsdepartements stehenden Generale Politiker geworden, und hätten, um sich populär zu machen, begonnen, das vollendete Werk wieder zu zerstören, zumal indem sie die Verkürzung der Dienstzeit befürworteten, welche aber freilich noch nicht über die Stufe des Projekts hinausgekommen sei. Dazu komme, daß durch den steten Wechsel im Kriegsministerium die Durchführung eines einheitlichen Gedankens, eines festen Planes unmöglich geworden sei. Allerdings scheine sich der derzeitige siebzehnte Kriegsminister der Republik von 1870 besser zu halten als seine Vorgänger; er sei populärer als sie alle. „Aber es wäre der allerschwerste Irrtum, die Popularität des Generals Boulanger dem Wieder-
aufleben des kriegerischen Geistes zuzuschreiben. Er ist ein tapferer Offizier; man nennt ihn einen guten General; aber seine Popularität ist nicht die eines Soldaten, sondern eines Politikers.“ Seine Popularität beruhe auf zwei einfachen Mitteln, deren er sich vortrefflich zu bedienen verstehe: er mache soviel von sich reden, daß das Publikum seinen Namen täglich und überall sehe und höre, und benutze zugleich seine einflußreiche Stellung, um sich unzählige Menschen zu verpflichten, wie er das ganze Volk durch die Abkürzung der Dienstpflicht auf weniger als drei, beziehentlich auf weniger als ein Jahr zu gewinnen hoffe.

„Und dieser Minister soll der drohende Vertreter der Revanche sein? Dies Volk, das so begierig ist, sich dem Drucke des Militärdienstes zu entziehen, soll in seinem Herzen die Sehnsucht (la nostalgie, eigentlich das Heimweh) nach dem Kriege empfinden?“ Tunis, Ägypten und Tonkin hätten gezeigt, wie unpopulär jetzt der Krieg bei dem französischen Volke sei.

„Gegenwärtig haben die kaum verhüllten Drohungen der deutschen Regierung und die direkten Herausforderungen der deutschen Presse, welche in eine leicht entzündliche Nation wie ein Funke in ein Pulverfaß gefallen sein würden, nicht einmal die unbesiegbare Anhänglichkeit Frankreichs an den Frieden erschüttert. An dem Tage, wo der General Boulanger in den Verdacht geraten würde, auf einen Angriff zu sinnen, würde der Zorn, den er einflößte, der Popularität,*) die er sich erworben hat, gleichkommen, und von dem Tage an, wo er dem Volke verhaßt geworden wäre, würde er auch von den öffentlichen Gewalten verlassen sein.“

Den zweiten Abschnitt des Artikels geben wir, als besonders charakteristisch, unverkürzt wieder.

*) Der Verfasser benutzt den etwas zweideutigen und weniger ehrenvollen Ausdruck: notoriété.

„Deutschland wünscht den Krieg ebenso wenig wie Frankreich. Aber ihm ist von Natur der Kultus der Gewalt und eine ganz besondere Art von Gedächtnis eigen, die ihm nicht gestattet, die einst erduldeten Leiden zu vergessen. Das Heer erinnert einen jeden an seinen Anteil an dem Ruhme von Metz und Sedan, und zugleich scheint es, als habe Deutschland ewig für Vena Rache zu nehmen. Eine solche Gemütsbeschaffenheit bewahrt die militärischen Tugenden, läßt die Opfer, die sie erfordern, erträglich erscheinen und gestattet, den Haß, der unter der deutschen Gemüthlichkeit (*placidité*) immer gegen den Fremden wach ist, zu rechter Zeit in Flammen zu setzen.

Aber diese das Heer immer und den Krieg leicht begünstigende Denkungsart bestimmt nicht allein die Ereignisse. Der Kaiser ist nicht nur dem Namen nach, sondern auch thatsächlich der Regent des Staates (*l'empereur règne et gouverne*); und wenn er zuweilen gestattet, daß die Parlamente das Zepter mit ihm teilen, so hat er doch allein die Hand am Schwerte; er hat sich als besondere Pflicht seines Amtes die Leitung der auswärtigen Politik und des Heeres vorbehalten. Eine feste, erbliche Macht, die das Geheimnis ihrer Pläne bewahrt und jedermann denselben dienstbar macht, sichert die Vollkommenheit derjenigen Dienstzweige, welche am meisten Einheitlichkeit, Klugheit und Schnelligkeit in der Stunde der Entscheidung verlangen.

In dieser Weise sind alle Erfolge der Nation vorbereitet worden. Nach dem glänzendsten von allen wurde die Arbeit festgesetzt, als ob sich in dem Verhältnis der Mächte nichts verändert hätte. Am Tage nach dem Frankfurter Frieden hat der Kaiser mit Bismarck und Moltke die stille Thätigkeit wieder aufgenommen, der Europa so viele Überraschungen und das Heer so große Kraft verdankte.

Statt die Militärlast des vergrößerten und für den Augenblick ohne Nebenbuhler dastehenden Deutschlands zu erleichtern, hat die Regierung dem Heere die stets wache Sorgfalt eines nach Rache begierigen Besiegten gewidmet. Die Präsenzsziffer ist zweimal erhöht, die Bewaffnung zweimal geändert worden. Die Infanterie hat soeben den Mehrlader erhalten, die Artillerie ist mit Geschossen versehen worden, die mächtig genug sind, die stärksten Befestigungen zu vernichten, und das deutsche Heer ist das einzige, das mit diesem Gewehr und mit diesen Wurfgeschossen ausgerüstet ist. Dennoch hat die Regierung es für nötig erachtet, den Präsenzstand abermals zu erhöhen, und verlangt von den Kammern (!) die dazu erforderlichen Ergänzungskredite, fordert, daß das Kriegsbudget auf sieben Jahre bewilligt werde, erklärt dem Parlament, daß sie keine Weigerung annehme, daß jeder Widerstand die sofortige Auflösung herbeiführen, daß jeder ebenso unfolgsame Reichstag dasselbe Schicksal haben werde, daß man im Notfalle Geld und Menschen ohne parlamentarische Zustimmung *sans aucun vote* beschaffen und daß die Verwerfung des Septennats den Krieg wahrscheinlich machen würde.

Die Kammer bewilligte Kredite und Mannschaften für drei Jahre; die Regierung wies das Geschenk zurück und vernichtete (*brisait*) die Kammer. Sie ergriff Maßregeln, um die neuen Kontingente ohne parlamentarische Bewilligung dem Heere einzuverleiben; die Pferdeausfuhr wurde verboten; 73 000 auf unbestimmte Zeit einberufene Reservisten stießen zum Heere und sind jetzt den Grenzregimentern einverleibt. (!) Ganze Armeekorps sind auf die Kriegsstärke gebracht (!), und eine Mobilisation, welche diesen Truppen im Augenblicke der Eröffnung der Feindseligkeiten einen Vorzug von mehreren Tagen gewähren würde, ist schon vollendet.

Welches von beiden Völkern kann die größte Zahl von Menschen bewaffnen? Welches hat die Maßregeln ergriffen, die gewöhnlich den Krieg verkünden? Wenn der Haß gegen den Erbfeind und die kriegerischen Instinkte durch den Charakter des Landes und durch die Art der Regierung begünstigt werden, ist dies in Frankreich oder in Deutschland der Fall? Wenn die innern Schwierigkeiten eine Regierung nötigen können, eine Ablenkung nach außen zu suchen, ist in Deutschland oder in Frankreich ein schwerer Kampf zwischen der Regierung und der Landesvertretung ausgebrochen?*) . . . Und wenn endlich das Übergewicht eines beherrschenden und des Ehrgeizes verdächtigen Willens der Armee eine Drohung für den Frieden ist, tritt dieser gebieterische Wille in Deutschland oder in Frankreich zu Tage? Würde in Deutschland ein ohne Zustimmung des Landes von einem Minister erklärter Krieg das Verbrechen eines Auführers (*factieux*) sein? Ist in Frankreich derselbe Akt die Ausübung eines einem Kaiser durch die Verfassung zuerkannten Rechtes?

Auch fragt sich in Europa, obwohl der Reichskanzler versprochen hat, Frankreich nicht anzugreifen, und obgleich Frankreich geschwiegen hat, niemand, ob Frankreich den Krieg wolle; jedermann fragt sich dagegen, ob Deutschland den Frieden wolle. Und an dem Tage, wo der Friede gestört würde, würde das Verdikt der ganzen Welt einstimmig sein. Sie würde aussprechen, auf wen die volle Verantwortlichkeit des entfesselten Elends zurückfiel. Das Deutschland von 1887 würde sie an das Preußen von 1866 erinnern; es würde ihr einfallen, daß damals Preußen, nachdem es sein Heer reorganisiert, die Bewaffnung verändert hatte und allein im Besitze des Zündnadelgewehres war, plötzlich durch die Intrigen Oesterreichs gegen den Frieden in Aufregung versetzt wurde, daß es die Vorbereitungen dieser Macht öffentlich denunzirte, so lange es Zeit bedurfte, um die seinigen zu vollenden; daß es endlich, um einer unerträglich gewordenen Gefahr zu entgehen, sich auf einen Feind stürzte, der noch beschäftigt war, seine Truppen zu sammeln, und daß es, gezwungen, den Sieg, den die gerechte Sache verdient, davonzutragen, sich vor allem darüber freute, daß es nicht die Verantwortlichkeit des Angriffes zu tragen hatte."

*) Der Artikel ist natürlich vor den Reichstagswahlen vom 21. Februar geschrieben.

Im dritten Abschnitte seines Aufsatzes versteigt sich der Verfasser, der bisher sein Vaterland so zahm und schwach geschildert hat, daß es dem gläubigen Leser als ein unschuldiges Lamm erscheinen mußte, welches der Wolf Deutschland im Begriffe stehe zu verschlingen, zu einer drohenden Warnung. Man würde sich gewaltig irren, wenn man das Frankreich von 1870 wiederzufinden meinte: es fehle jetzt weder an Waffen noch an Menschen, noch an dem damals mangelnden Hasse gegen den Feind.

„Frankreich ist das Land der plötzlichen Verwandlungen. Dies Volk, das heutzutage noch ganz durch seine Interessen in Anspruch genommen ist und seine Blicke nicht über den vaterländischen Boden hinausschweifen läßt, so frei von allem Hasse, daß es nicht glaubt, daß man es hassen könne, bietet keine Ähnlichkeit dar mit dem Volke, das, wenn es diese Interessen zu Grunde gerichtet, diesen Boden von Feinden überschwemmt sähe, wenn es endlich begriffe, daß man ihm ans Leben wolle, in seinem Herzen zugleich den Abscheu vor der Ungerechtigkeit und vor dem Tode empfinden würde.“

Fürst Bismarck hat leider mit nur allzugutem Grunde darauf hingewiesen, daß ein neuer Krieg mit Frankreich in jeder Beziehung furchtbarer und folgenschwerer sein würde als der letzte, daß der Sieger wie Napoleon I. im Jahre 1807 saignerait à blanc, d. h. den Besiegten so entkräften würde, daß er auf lange Zeit durchaus ohnmächtig bleiben müßte. „Der Krieg von 1870 — schloß er — würde ein Kinderspiel sein gegen den von 1890 — ich weiß nicht, wann — in seinen Wirkungen für Frankreich. Also das wäre auf der einen Seite wie auf der andern das gleiche Bestreben: jeder würde versuchen de saigner à blanc.“

Während der Reichskanzler diese Aussicht natürlich als Grund gegen den Krieg verwendet, erblickt unser Verfasser darin nur eine Drohung. Daß der Fürst vorher Deutschland im Falle der Niederlage das schlimmste Schicksal verkündet, ignoriert er.

Ob er die berühmte Rede vom 11. Januar überhaupt gelesen hat? Wir möchten zu seiner Ehre das Gegenteil annehmen, weil wir ihn sonst notwendig der Lüge und der Verleumdung der deutschen Regierung dem französischen Volke und dem Auslande gegenüber anklagen müßten. Freilich ist es verdächtig genug, daß er das fortwährende Schüren des feu sacré de la revanche, dessen sich die französische Presse zum größten Teile, die Patriotenvereine und hie und da sogar hohe Staatsbeamte befleißigen, den wahrhaft fanatischen Haß, wie er sich in der lächerlichen Spionenriechei, in dem Verhalten gegen deutsche Arbeiter und andre in Frankreich lebende Deutsche, gegen deutsche Kaufleute und deutsche Waaren äußert, ebenso vollständig ignoriert wie die klaren Worte Bismarcks: „Wir haben ja unsererseits nicht nur keinen Grund, Frankreich anzugreifen, sondern auch ganz sicher nicht die Absicht. Der Gedanke, einen Krieg zu führen, weil er vielleicht späterhin unvermeidlich ist, und dann unter ungünstigern Ver-

hältnissen geführt werden könnte, hat mir immer fern gelegen, und ich habe ihn immer bekämpft.“ Dagegen mahnt der Verfasser die Deutschen feierlich, ihre kriegerische Ungebuld zu zügeln. Sie könnten auch einmal eine Niederlage erleben, und das bisher siegreiche Heer würde sich dann vielleicht nicht länger bewähren. Zugleich läßt er seine Hoffnungen „auf eine vielleicht nicht mehr ferne Zukunft“ durchblicken. Er betrachtet das deutsche Reich als ein unvollendetes Werk. Der staatsmännische Genius, dem seine Schöpfung zu verdanken sei, habe, anstatt es in den Stand zu setzen, ohne ihn fertig zu werden, allmählich alle Gewalt an sich gerissen; mit ihm würde eine ganze Regierung, ein ganzes Regierungssystem verschwinden. Damit eine solche Macht bei einem Einzelnen nicht als ein unerträglicher Druck empfunden werde, müsse er sich fortwährend auf der Höhe der Lage halten, müsse, wenn er handeln wolle, noch größeres erzielen als bisher. Das würde sich aber nicht einmal durch einen abermaligen glücklichen Krieg mit Frankreich ermöglichen lassen. Wenn er Frankreich wirklich nochmals vollständig niedermürfe, so würde die Folge die vollständige Knechtung Deutschlands unter seinen despotischen Willen sein. „Der Kanzler wird sich der eroberten Macht bedienen, um seine innern Feinde endgiltig zu vernichten. Und der Feind wird dann das Land selbst sein. . . . Das sind die Gefahren des Krieges für Deutschland. Ein unglücklicher Ausgang bedroht seine Einheit, ein unentschiedener seine Regierung, ein glücklicher seine Freiheit.“

Der vierte Abschnitt untersucht die Stellung des übrigen Europas zu der Kriegsfrage.

„Es ist ein bleibendes Interesse Europas, daß keine Macht allzugroß werde. Das hat Frankreich 1870 empfunden, wo die Eifersucht der andern auf seine Größe es dem Sieger überließ. Seitdem ist Deutschland als Vormacht an seine Stelle getreten. Wenn die beiden Völker wieder handgemein würden, wäre die Gefahr für Europa offenbar. Entweder stellte Frankreichs Sieg seine alte Übermacht wieder her, oder das siegreiche Deutschland würde seine für Europa jetzt schon sehr beunruhigende Übermacht noch vergrößern.“

Der Verfasser untersucht nun, welche Maßregeln die deutsche Regierung im Falle eines abermaligen Krieges mit Frankreich ergreifen werde, und kommt zu dem Schlusse, daß es den andern Mächten *carte blanche* geben werde, ihre Begierde nach Vergrößerung und Machtzuwachs zu befriedigen und so seine Richter zu seinen Mitschuldigen machen.

„Es giebt besonders günstige Stunden für solche Versuchungen. Wenn plötzliche Glücksfälle, die Wirkungen einer starken Kraftentfaltung auf einander folgen und andauern, wenn sie das Gleichgewicht der Nationen und selbst das äußere Ansehen der Ehre (*l'apparence de l'honneur*) verändern, die Mäßigung als Erbärmlichkeit (*misère*) und die Pflicht als Albernheit erscheinen lassen: dann flößt die Unsittlichkeit dieses Schauspiels endlich ihr verderbliches Gift in die Seelen. In einer solchen Stunde befindet sich Europa. Die Umwälzungen

der letzten Zeit haben niemand zufrieden gestellt. Das unverschämte schnelle Wachstum (*l'insolente promptitude*) gewisser Größen hat den einen die Gewohnheit gegeben, zu nehmen, den andern eine wachsende Gier, zu bekommen. Die Völker gewöhnen sich daran, die verwegene Frechheit als ganz in der Ordnung zu betrachten. Welches hat nicht schon auf die Welt lüsterne Blicke geworfen und hält in seinem begehrliehen Herzen nicht schon für sein, was andern gehört!"

Genug dieses verworrenen, einer Sprache und einer Zeitschrift, die sich sonst der klassischen Klarheit ihres Ausdrucks nicht mit Unrecht rühmte, unwürdigen Gewäschens. Was die Grundgedanken betrifft, daß die Moral aus der Welt verschwunden sei und alles sich nur auf die niedrigste Interessenpolitik gründe, so ertönt die alte Klage seltsamerweise jetzt nicht nur an der Seine, wo sie immer hörbar wird, sobald Frankreichs Glückstern erbleicht, sondern auch an der Newa und der Tiber stellt man elegische Betrachtungen an über die von der Erde entflohene Astarte. Natürlich, wenn auch der Name nicht genannt wird, ist es immer der „Einsiedler von Barzin,“ welcher die Göttin in den Himmel zurückgetrieben hat. Wenn die Herren uns nur auch einmal die Geschichtsperiode nachweisen wollten, wo das, was sie öffentliche Moral nennen, und nicht das Interesse der einzelnen Staaten in den internationalen Verhältnissen maßgebend gewesen ist! Es ist gewiß sehr schön, wenn beides zusammen trifft; wenn ein Staat, indem er für sein eignes Wohl kämpft, zugleich ideale Grundsätze vertritt und die Sache der Schwachen und Unterdrückten zu der seinigen macht; im übrigen werden wir uns vorläufig wohl noch damit begnügen müssen, daß ein grundsätzliches Eintreten für die gute Sache fremder Völker seine feste Grenze in dem *Salus reipublicae suprema lex esto* findet, wenn auch italienische und englische Publizisten — von russischen und französischen zu schweigen — über die engherzige und selbstsüchtige deutsche Hegemonie murren und es uns kreuzübel nehmen, daß Fürst Bismarck um das „bischen Herzogewina“ oder Bulgarien die Knochen des pommerschen Grenadiers nicht in Gefahr setzen will. Wie es die italienischen Politiker dabei fertig bringen wollen, das Verhalten des von ihnen stolz dem deutschen Reichskanzler entgegen gehaltenen Grafen Cavour, zumal im Jahre 1860 Neapel gegenüber, mit der „öffentlichen Moral“ in Einklang zu bringen, müssen wir ihnen überlassen.

Wir kehren zu unserm Franzosen zurück. Deutschland, meint er, könne allerdings gewisse Leute bei einer neuen Unternehmung gegen Frankreich durch die Anlockung zu erwerbenden französischen Bodens gewinnen; das seien aber — er meint natürlich Italien — die Kleinen unter den Großen, die nichts entschieden. Rußland, Österreich und England könne es nur im Orient befriedigen, indem es ihnen das türkische Reich als Beute überlasse. Nun, Deutschland so darzustellen, als brauche es nur durch den Mund seines Bismarck-Zeus zu rufen: Nehmt hin die Welt! mag für uns sehr schmeichelhaft sein. Leider ist

nur die Teilung nicht ganz ohne Schwierigkeiten. Das sieht auch unser Publizist ein. Die drei Mächte würden sich schwerlich in Frieden über ihren Anteil an der Beute auseinandersetzen, und der Vermittlung Deutschlands würde die Einigung wahrscheinlich ebensowenig gelingen, wie sie bis jetzt betreffs Bulgariens gelungen ist. Der Verfasser hebt besonders hervor, daß die deutsche Vermittlung in dieser Frage niemand befriedigt, und daß sein Ansehen dadurch einen ersten kleinen Stoß erhalten habe. Weil nun Deutschland jenen drei Staaten nur eine ganz unsichere Aussicht auf künftige Gewinne eröffnen könne oder sich durch besondere Begünstigung eines einzelnen die beiden andern zu Feinden machen müsse, was es niemals wagen werde, so habe deshalb die Fortdauer des Friedens die größten Chancen. Er meint, Regierungen und Völker hätten den entsetzlichen Folgen des Krieges ins Antlitz geschaut und bebten davor zurück. Wir wollen wünschen, daß er Recht behalte, so kühn die Behauptung seinem eignen Volke gegenüber klingt.

„Die Regierung — fährt er fort —, welche bei einem Kriege die größten Chancen für sich zu haben scheint, hat erklärt, daß sie ihn nicht provoziren werde. Ihr Interesse bürgt für ihre Aufrichtigkeit. Selbst für sie wären die Triumphe zweifelhaft und fern, die Leiden sicher und unmittelbar; auch hat sie nicht mehr so viel zu gewinnen wie zu verlieren. Die Gründer des Reiches haben von dem Schicksal verlangt und erhalten, was dasselbe nie vorher bewilligt hat; es ist ihnen gelungen, Europa ein bisher von niemand geduldetes, maßloses Übergewicht annehmbar zu machen; sie haben in einem Menschenalter den Ruhm und die Thaten von Jahrhunderten zusammengehäuft.“

Wenn aber unser Politiker selbst zugiebt oder zuzugeben scheint, daß die Führer des deutschen Reiches den Krieg nicht wünschten, so meint er doch, derselbe sei nichtsdestoweniger zu fürchten, wenn der Gang der Ereignisse von der Weisheit oder Thorheit eines Einzelnen abhinge. Aber in diesem Augenblicke sei er nur durch die Thorheit aller möglich. „Die kleinen Nationen, mit Vernichtung bedroht, müßten lebensmüde sein, die großen müßten sich verbunden haben, um die schwachen unter sich zu teilen, und alle müßten an die Mäßigung, die Gerechtigkeit, die ewige Freundschaft Deutschlands glauben. (!) . . . Es genügt, daß eine einzige dieser Mächte ihre Stimme hören läßt, damit der Krieg unmöglich werde. An der Spitze dieser Länder stehen zu klarsichtige Staatsmänner. . . Es entgeht ihnen nicht, daß jede unbeschränkte Macht eines Staates eine Gefahr für ihn selbst und für die andern wird, und daß, wenn in ganz Europa noch Mächte genug bestehen, um seine Unabhängigkeit zu verteidigen, doch nicht eine zu viel da ist. Wir werden immer unsern Platz unter ihnen bewahren, unfähig die Herrschaft auszuüben, doch noch mächtig genug, die Freiheit aller zu verteidigen. Wir bedürfen Europas; es bedarf unser nicht minder, denn alles, was Frankreich geraubt wurde, wurde dem Gleichgewicht der Welt geraubt.“

Grenzboten II. 1887.

So schließt der Auffsatz. Ist nun dies rührende Plaidoyer für die eigne Unschuld und Friedfertigkeit, diese flehentliche Bitte an Europa: Helft uns! der Oger Deutschland will den kleinen Däumling Frankreich verschlingen! helft uns, schützt uns, sonst kommt auch an euch die Reihe, gefressen zu werden — ist das Ernst oder Heuchelei? Der Franzose kreuzigt die sonst so rege Eitelkeit, nur um sein Vaterland dem übermächtigen Nachbar gegenüber, der ganz Europa tyrannisiert, recht harmlos und zugleich schwer gefährdet darzustellen. Er läßt uns 73000 auf unbestimmte Zeit einberufene Reservisten in die an der Grenze — natürlich der französischen — liegenden Regimenter stecken, läßt heimlich verschiedene Armeekorps auf die Kriegsstärke bringen, kurz, Maßregeln ergreifen, die nur in der Voraussicht eines nahe bevorstehenden Krieges erklärlich sein würden. Und was thut Frankreich indessen? Nichts — es schwärmt nur für die Abkürzung der Dienstzeit, die sein schmähdlich als Chauvinist verleumdeter Kriegsminister durchsetzen will. Daß seit 1871 die Zahl der Linientruppen verdoppelt, die der Reserven verdreifacht worden, daß dadurch thatsächlich die französische Armee der unsrigen an Zahl überlegen ist; die fortwährenden Verstärkungen der Grenztruppen, die Barackenlager, die anstandslose Bewilligung der außerordentlichen Aufwendungen des Militärbudgets: alles das wird ebenso einfach ignoriert wie die Hekereien der Patriotenliga, das Treiben der sogenannten elsässischen Vereine, die Speichelleckereien der französischen Republikaner den russischen Autokraten und der panslawistischen Partei gegenüber, das ganze Buhlen um das russische Bündnis, die Haltung der meisten Organe der öffentlichen Meinung, die der Gerichte und Verwaltungsbehörden bis zu Mitgliedern des Ministeriums hinauf, ebenso wie die sechzehn Jahre hindurch ununterbrochen bewährte Friedensliebe unsers greisen Kaisers und seiner Regierung, die neben der erworbenen Machtstellung der wahre Grund ist, daß man dem deutschen Reiche, wenn auch nicht die Hegemonie, doch gewissermaßen den Vorsitz im europäischen Völkerrate zugestanden hat. Charakteristisch sind die Sophismen und logischen Bocksprünge, durch welche der Verfasser, wenn er durchaus nicht umhin kann, anzuerkennen, daß das deutsche Volk den Krieg nicht will, daß die deutsche Regierung wiederholt und entschieden erklärt hat, Frankreich unter keinen Umständen anzugreifen zu wollen, im nächsten Augenblick die Volte schlägt, um den Beweis zu führen, daß nur Deutschland allein schuld an der ganzen Kriegsfurcht, daß es allein dabei interessirt sei, weil es „den Kultus der Gewalt“ habe, was hier offenbar heißen soll, daß es ganz Europa seine unbedingte Hegemonie aufzwingen wollte, und daß zugleich — risum teneatis, amici! — die deutsche Regierung durch ihre innern Schwierigkeiten genötigt sei, eine Ablenkung nach außen zu suchen.

Daß es uns die tief verletzete Eitelkeit und die dadurch gestachelte Revanchelust unsrer Nachbarn im Westen nicht verzeihen kann, daß wir 1871 nicht auf unsern Lorbern eingeschlafen sind, um uns beim Erwachen plötzlich einem

übermächtigen, bis an die Zähne gerüsteten Gegner gegenüber zu finden, begreift sich. Schwerer wird es dem gesunden Menschenverstande zu fassen, daß der Verfasser und seine Landsleute glauben, der Welt einreden zu können, daß an der steten Unsicherheit des Friedens und den sich überbietenden Rüstungen nicht Frankreich und seit einem Jahrzehnt auch Rußland, sondern allein Deutschland die Schuld trage. Offenbar lautet jetzt die auf der ganzen Linie der französischen Presse ausgegebenen Parole dahin, gegen jeden Gedanken an kriegerische Gelüste auf Seiten Frankreichs zu protestiren und dagegen Deutschland als Störenfried vor Europa anzuklagen. So kommt man nicht in die Verlegenheit, auf verfängliche Fragen antworten zu müssen, wie die naheliegende, warum denn die französische Regierung nicht erklärt, wie die deutsche, daß sie unter keinen Umständen Krieg anfangen werde, daß sie den durch den Frankfurter Frieden geschaffenen Zustand der Dinge als einen endgiltigen anerkenne und auf eine Wiedereroberung der darin an Deutschland abgetretenen Provinzen verzichte. Zu einer solchen Erklärung gehörte eben ein moralischer Mut, wie ihn die gegenwärtige Machthaber nicht besitzen, da sie wissen, daß damit ihr letztes Stündlein gekommen sein würde. Das zeigt sich deutlich genug in der Art und Weise, wie die friedensfreundlichen Erklärungen des Herrn von Bessépe bei der Rückkehr von seiner Berliner Sendung durch die öffentliche Meinung Frankreichs aufgenommen worden sind. Für Deutschland wäre allerdings auch eine solche loyale Erklärung einer Regierung, die vielleicht über Nacht einer andern von entgegengesetzten Gesinnungen, welche sich durch die Versprechungen ihrer Vorgängerin keineswegs gebunden glauben würde, Platz machen muß, nur von sehr geringfügigem Werte.

In dieser steten Unsicherheit der Regierenden und des Regierungssystems in Verbindung mit dem weit verbreiteten und unablässig geschürten Rachedurst und der leichten Erregbarkeit der französischen Volkes liegt ja eben, wie Fürst Bismarck wiederholt hervorgehoben hat, die große Gefahr für Deutschland. Daß ihnen eine zuverlässige, dauerhafte, auf feste Ueberlieferung gegründete Regierung fehlt und daß wir eine solche dagegen in so vollkommener Weise besitzen wie kaum ein anderer Staat, das ist für viele Franzosen, und nicht die schlechtesten unter ihnen, das ist ganz besonders auch für die Revue des deux mondes, deren Mitarbeiter sich zwar zumeist ostensibel zur konservativen Republik nach Thiers'schem Muster bekennen, im Grunde aber monarchisch gesinnt sind, und für ihren heimischen Leserkreis eine Veranlassung mehr zum Neid und zur Mißgunst, die sie gegen uns als die auf alle Weise vom Schicksal bevorzugten erbittert.

Der Aufsatz der Revue des deux mondes ist keineswegs bloß eine einzelte Rundgebung eines verschrobenern Kopfes. Das Bestreben, sich Europa gegenüber reinzuwaschen, Europa in Bezug auf Frankreichs Gesinnungen, Hoffnungen und Absichten in Sorglosigkeit einzuwiegen und dagegen Deutschlands

Verhalten als die einzige Ursache des unsichern und unerquicklichen Zustandes, in dem sich unser Weltteil gegenwärtig befindet, hinzustellen, ist jenseits der Vogesen so allgemein und wird so plangemäß verfolgt, daß es sich schon der Mühe verlohnte, dasselbe einmal an einem einzelnen Beispiele nachzuweisen und ins rechte Licht zu stellen, zumal da leider nicht wenig Stimmen, die uns aus der Presse andrer Länder entgegentönen, den Beweis liefern, daß das alte: *Calumniare audacter, semper aliquid haeret*, auch hier seine Geltung findet.



Die neue Bewegung für die Doppelwährung.



ein Wohlmeinender wird dagegen gleichgiltig sein, daß unsre Landwirtschaft nun schon längere Zeit hindurch über einen Notstand zu klagen hat. Bereitwillig wird man auf die Frage eingehen, ob hier nicht durch irgend welche Mittel zu helfen sei. Aber in hohem Maße bedauerlich ist es, daß viele unsrer Landwirte bei dem berechtigten Streben, Mittel der Abhilfe zu finden, sich in einem Gedanken verfangen haben, den wir nur für einen Irrtum halten können: in dem Gedanken, es könne ihnen durch Einführung der Doppelwährung geholfen werden. Wohl hätte man erwarten sollen, daß nach allem, was darüber schon verhandelt worden ist, die Überzeugung durchgedrungen wäre, daß dieser von Einzelnen ausgegangene Gedanke ein Irrtum sei. Gleichwohl hat neuerdings noch der in Berlin tagende Kongreß deutscher Landwirte auf Antrag des Freiherrn von Mirbach fast einstimmig die Resolution gefaßt, „daß ohne Remonetisierung des Silbers ein Ende der wirtschaftlichen Krisis nicht abzusehen sei.“ Auch in der Verhandlung des Reichstages vom 14. März d. J. haben die Vertreter des Bimetallismus von neuem gezeigt, daß sie ihr Ziel beharrlich im Auge behalten.

Diesen Thatfachen gegenüber wollen wir versuchen, zumal da in diesen Blättern noch nicht ausführlicher über die Frage gehandelt worden ist, nochmals die Gründe auseinanderzusetzen, weshalb die von der Landwirtschaft an die Einführung der Doppelwährung geknüpften Erwartungen unbegründet sind, andererseits aber die Einführung der Doppelwährung für den Wohlstand Deutschlands in seiner Gesamtheit nur verhängnisvoll wirken könnte.

Man sagt, durch die Beseitigung des Silbers sei die Masse des vorhandenen Geldes erheblich verringert worden. Dadurch sei das Geld verteuert worden, und diese Verteuerung des Geldes habe ein Herabgehen sämtlicher Preise, namentlich auch der der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, herbeigeführt. Diese